Perspektiven

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 238

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Appenzell Innerrhoden

Vom Gontner-Sein

Auch ich, klein, Innerrhoder Dialekt sprechend, römisch-katholisch, im Dorf den Leuten immer und verständlich Grüezi sagend und auch sonst, zumindest von aussen besehen, gut ein- und angepasst, werde in meinem Heimatkanton Opfer von Vorurteilen. Aha, denken Sie jetzt reflexartig, klar, sie ist eine Frau, das Frauenstimmrecht, das sehr spät aufgezwungene... Aber darauf muss ich nicht weiter eingehen, das ist der zweitbekannteste Fakt über Appenzell Innerrhoden weltweit. Also nein, mein Geschlecht ist es nicht, warum mir zart negative Vibes entgegenschlagen. Es liegt vielmehr am Ort, an dem meine Eltern in ihren jungen Jahren ein nettes Einfamilienhaus bauen liessen. Es liegt daran, dass ich aus Gonten komme.

Gontner und Gontnerinnen, heisst es, sind verbissen, wollen nicht teilen, lassen sich partout nicht dreinreden, haben immer Recht, sind dagegen (gegen alles, gegen jeden), sind unsozial und fremdenfeindlich. Ein sich in Gonten sehr engagierender Zugezogener meinte, das liege an der Vergangenheit. Dass Gontner immer den Kopf hätten hinhalten müssen, immer schuld gewesen seien. Wie Anna Koch aus Gonten, die letzte Person, die in Innerrhoden Opfer einer Hinrichtung geworden ist und so als das aus Gonten kommende Schuldhafte an sich in die Annalen eingegangen sei. Und dass aus diesem dauernden Schuldsein, Opfersein, halt eine gewisse Trotzhaltung entstanden sei.

So viel zur Theorie dieses Gontner Neuzugangs. Doch einmal davon abgesehen, wie man sich seine eigene Geschichte zusammenbüschelt, klar ist: Gontner wollen nicht Appenzeller, also Höfler, wie die Dorf-Appenzeller historisch heissen, sein. Und Appenzeller keine Gontner. Dann halt. Ich frage mich nur, ob es nicht zeitlich oder geografisch weniger nahe Gruppen gäbe, gegen die man sich dezidiert abgrenzen könnte? Das würde allenfalls das Zusammenleben erleichtern, denn im letzten Jahrhundert sind wir doch ziemlich nah zusammengerutscht. Ist mein Urgrossvater noch in anderthalb Stunden zu Fuss von Gonten nach Appenzell gegangen und brauchte mein Grossvater dafür mit dem Velo 15 Minuten, fährt mein Vater heute auf vier Rädern und bei Wind und Wetter in sieben Minuten von Gonten ins Dorf. Wie wäre es also zum Abgrenzen mit Stasi-Angehörigen zu DDR-Zeiten? Oder mit Isis-Kämpfern? Der Haken am Ganzen könnte sein, dass so die Reibungsnähe nicht mehr stimmt und damit das Gespür fürs Gontner- und Höflersein verloren geht.

Und wenn es doch ein wenig stimmt, wenn darin sogar ein gröberes Körnchen Wahrheit steckt, was man über Gontner und Gontnerinnen so sagt, kann ich trotzdem gelassen bleiben und ohne Risiko auf Ausgrenzung diese Sätze hier schreiben. Gontner, wäre es so, würden dann Saiten ja eh nicht lesen.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im Bücherladen Appenzell.

Toggenburg

Pilzwetter

En Piiiilz! schreit es durch den Wald. Überall sind sie grad. In allen Farben leuchten sie einem entgegen. Wunderschön giftig anzuschauen. Meine Mutter hatte mich einst gelehrt: Nimm keine Pilze mit weissen Lamellen und sicher nicht unterhalb von 1000 Höhenmetern. Ich halte mich noch immer daran und habe damit gute Erfahrungen gemacht. Auch nehme ich nur Pilze mit, die ich wirklich kenne. Wenn ich aber mit Begleitung durch den Wald streife, habe ich immer einen Pilzführer dabei, um falls nötig schwarz auf weiss und in allen Farben belegen zu können, dass Pilz nicht gleich Pilz ist... falls man ihn denn essen will.

Spaziergangwanderer, die einem mit Designerschuhen und knallbunten Hosen bekleidet in breitem Züridütsch ein Grüezi zurufen und nach Eierschwämmli fragen, sind nicht uninteressant, aber können einem schon etwas die gelassene Toggenburger Ruhe nehmen. Vor ein paar Tagen haben es mir solche Ausflügler aus Zürich, die spontan auch noch ihren herbstlichen Beitrag im «Toggi» leisten wollten, gnadenlos gezeigt. «Sie losed si...ich ha sie nume wele druf ufmerksam mache...dass es im Fall viel giftigi Pilz do hät!» Ich: «Ja aber...». Er: «Nanei sie...wüssed si...!?» Nach zehn Minuten hatte mich der nette Herr aus Züri-Örlike mit der roten Hose und den schicken gelb-schwarzen Schuhen aufgeklärt. Die Pilze müssten nach Gattung gekocht werden – mit gehackten Zwibeli, Chnobli und Butter angedünstet, die Pilzli gewaschen, nicht gebürstet, kurz angedämpft, Sonderbetonung auf fiin ghackte Peterli dazu, aber frisch...Wein- und Serviervorschlag waren inklusive.

Eigentlich hatte ich nur mit meiner Begleitung durch den Wald ziehen und Pilze sammeln wollen. In Ruhe. Die Gegend zwischen Krummenau und Bächli Hemberg ist toll, die Pilze sind dieses Jahr nur so aus dem Boden geschossen, haben mich beinahe angesprungen. Viele habe ich stehengelassen. Wertlose, ungiftige, essbare, wohlschmeckende Speisepilze, aber auch die giftigen: Schön sind sie wirklich alle. Die Natur zeigt uns ihre unendliche Vielfältigkeit und wir dürfen uns darüber freuen. Zumindest solange, bis mir noch einmal der Rotehosentyp begegnet: «Sie!...wüssed si – es isch nid nume i de Natur eso – au bi de Mensche – es wär besser, wenn sich nid alli vermische würed – wenn sie wüssed was ich meine? Wie bi de Pilz: D'Rasse klar trenne!» Gooopfridschtutznomol...rassistisches Ideengut an einem Samstagnachmittag im Toggenburg beim Pilzle?

Weiter unten im Wald weisse Tiere: Es sind freie Toggenburger Geissen, die die Nadeln von den Fichtenästen abfressen. Ein traumhaftes Bild. Vor meinem Fuss auf dem Moos hüpft ein kleiner Frosch vorbei. Die Vorstellung, dass eines Tages genau hier massenhaft Rotehosentypen frei umherhüpfen – undenkbar! Doch sind sie schon da, vielfältig und landschaftsinteressiert, schick in die Landschaft eingepasst, rote Hose und es tüpflets Oberteil, wie giftige Pilze. Denk nicht so viel, sage ich zu mir selber, gehe weiter und freue mich über die herbstliche Sonne, die ihre Strahlen durch die Wolken auf die Churfirsten wirft.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch aktiv und Mutter von zwei Kindern in Wattwil.

Winterthur
Lammfrommer 48er

Barricades rue Saint-Maur, 25 Juni 1848. Bild: Wikicommons

Immer wieder bekommt es «Die Geschichte» mit der Meinung zu tun, von ihr gingen – heimlich oder offen – Zeichen an die Gegenwart aus. Dabei ist klar: Solche Ansichten wachsen eher auf dem Mist von Erwartungen als in den staubtrockenen Archiven. Es ist daher eine gewisse Fantasieleistung nötig, um in den Memoiren eines nachmaligen Stadtratsweibels mehr zu sehen als die privaten Aufzeichnungen eines jungen Mannes, der im Juni 1848 in die Barrikadenkämpfe in Paris geraten ist; stilistisch unergiebig und für heutige Begriffe etwas weinerlich.

Der Reihe nach: Das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur erschien in diesem Jahr zum 348. Mal. Diese historisch-archivalischen Mitteilungen zur Stadt- und Lokalgeschichte zeigten in den letzten Jahren eine Tendenz zu «Zeitfragen»: Industrievergangenheit, Stadtentwicklung, Quartiergeschichte. Die diesjährige Veröffentlichung aus einem Privatnachlass tanzt etwas aus der Reihe. Es handelt sich um die Memoiren von Jakob Heinrich Meyer, einem Buchbinder, der auf seinen Reisen als Geselle nach Stationen in Süddeutschland, Sachsen und Österreich 1841 in Paris hängenblieb. Dort lebte er sieben Jahre unter teils prekären Bedingungen. Während des Aufstands im Juni 1848, der auf die liberale Revolution im Februar folgte, wurde er in der Wohnung eines Freundes verhaftet und drei Monate gefangen gehalten. Im Gefängnis La Roquette schrieb er 34-jährig seine Memoiren. 46 weitere Jahre sollte er noch leben, den grössten Teil davon als Beamter in seiner Heimatstadt.

Meyer legt seine persönliche Perspektive auf die Pariser 48er-Ereignisse dar: die schwierigen Arbeitsverhältnisse, die politischen Clubs, sein Verhalten während der Barrikadenkämpfe, die Verhaftungen, seine gesundheitlichen Probleme, den Gefängnisalltag. Er gibt sich weltanschaulich lammfromm und schreibt auf seine Unschuldserweisung hin, er lobt den Gefängnisdirektor und macht zugleich Witze über den Gefängnisalltag. Weil Meyer jeden Moment mit einem Prozess rechnen musste und davon ausgehen konnte, dass die Behörden zumindest die Korrespondenz mitlasen, haben die Dokumente Rechtfertigungscharakter. Neben dem schieren Material käme es in dieser Perspektive auf die Umstände seines Schreibens an, auf Machtgefälle, auf die diffizile Drucklage von moralischen Selbstansprüchen und strategischer Selbstbehauptung (Meyer musste zeitweise um seinen Kopf fürchten). Die Kommentare des Herausgebers tragen diesen Aspekten vereinzelt Rechnung. Die Einzelheiten geraten jedoch nicht in Gefahr, argumentativ allzu sehr belastet zu werden. Es bleibt bei der Faszination für einen, der – zumindest halbwegs – dabei war.

So mag jenseits von familiengeschichtlichen Interessen – der Herausgeber ist mit einer Urenkelin Meyers verheiratet – ein Bogen zur lokalen Gegenwart kaum ohne Weiteres gelingen: etwa zur Pilotgerichtsverhandlung zu den «Standortfucktor»-Nachprotesten von letztem Herbst. Sie hat am 20. August mit einer Busse von hundert Franken geendet und mit dem Eindruck von unterentwickeltem Interesse an Machtaspekten des Sprechens zwischen Rechtspflege und politischer Artikulation.

Wendelin Brühwiler, 1982, Historiker, arbeitet an der Universität Zürich. Er ist Mitglied der Forschergruppe «Medien und Mimesis».

Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, Bd. 348 (2014): *Memoiren des Winterthurer Stadtratsweibels Jakob Heinrich Meyer 1814–1894,* übersetzt und kommentiert von Dieter Siegenthaler, Fr. 25.–

Rheintal

Falsche Partei

Als Reto Friedauer Mitte August bekanntgab, dass er die Sozialhilfe in der Gemeinde St. Margrethen kürzen will, musste ich an den Abend des 25. April 2012 denken. Friedauer begrüsste damals im Saal der Turnhalle Rheinau die Delegierten der SVP St.Gallen. Es standen andere Leute im Mittelpunkt an jenem Abend, der Gemeindepräsident stellte nur kurz sein Dorf vor, aber weil der Platz für meine Berichterstattung gross war und der Redaktionsschluss nah, erschien auch ein Foto des Gastredners.

In die Bildlegende schrieb ich: «Fremdes Terrain: Der FDP-Gemeindepräsident Reto Friedauer.»

Das war ein Fehler, Friedauer ist parteilos. Wahrscheinlich war es eine Art Freud'scher Verschreiber, da Friedauer der Wirtschaft etwa so nahe steht wie der Bauchredner Klibi seiner Caroline. Als ich Friedauer am nächsten Tag wieder sah, entschuldigte ich mich.

Zwei Jahre später ist Reto Friedauer nicht mehr Teil eines SVP-Fests, sondern einer Art politischen Bad-Taste-Party. In seinem Mitteilungsblatt «Direkt» kündigte der Gemeinderat St. Margrethen an, die Sozialhilfe ab dem 1. Oktober um 7,5 Prozent zu kürzen. Grund: die «unterdurchschnittliche Steuerkraft» der Gemeinde. In einem Interview mit dem «Rheintaler» sagte Reto Friedauer: «Wenn Kürzungen im Kanton Bern oder in der Bodenseeregion möglich sind, sind sie auch in einer Grenzregion zumutbar, wo viele Einwohner regelmässig zu 25 Prozent tieferen Preisen in Vorarlberg einkaufen.» Ich glaube, Friedauer meinte seine Aussage ernst. Einkaufstourismus, mit freundlicher Unterstützung der Gemeinde St. Margrethen.

Einsparen will die Gemeinde mit der Kürzung beim Grundbedarf der Sozialhilfe rund 50'000 Franken. Das sind ungefähr 0,3 Prozent der budgetierten Ausgaben für das laufende Jahr. Irgendwo muss man halt anfangen.

In der Begründung stand auch noch, die Reduktion sei «ein Signal an den wachsenden Anteil von Klienten, die sich in der Sozialhilfe arrangiert haben». Es spricht nichts dagegen, Betrüger zu stoppen – aber der Satz klammert aus, dass der Grossteil der Bezüger wohl nicht freiwillig am Rand der Gesellschaft lebt. Zudem zeigt der Satz, was die Reduktion vor allem ist: Signalpolitik. Eine Schachtel Beruhigungspillen für den Stammtisch. Der SVP-Präsident im Dorf lobte Friedauer umgehend in einem Leserbrief.

Ich bin mir jetzt sicher, dass ich für Reto Friedauer an jenem Abend im April 2012 die falsche Partei ausgesucht habe.

Samuel Tanner, 1991, ist im Rheintal aufgewachsen und Inlandreporter bei der Basler Zeitung.

Stimmrecht

Nachwuchs

In Somalia wird der Nachwuchs sehr geschätzt. Deswegen sind die somalischen Familien auch sehr gross. Somalische Eltern haben im Durchschnitt oft sieben Kinder oder sogar mehr. Aber woher kommt das eigentlich? Nicht von ungefähr, denn in der somalischen Kultur sorgt der Nachwuchs für die Eltern im fortgeschrittenen Alter. Daraus folgt, dass mehr Kinder auch mehr Wohlstand bedeuten. Somalia ist kein Wohlfahrtsstaat und es gibt deshalb auch keine AHV oder andere Unterstützungsmethoden vom Staat. Jeder ist auf sich alleine gestellt. Damit man im Alter nicht alleine da steht, baut man in Somalia auf den Nachwuchs.

Aber auch wohlhabende Familien sind gross, weil der Nachwuchs auch in die Fussstapfen der Eltern treten soll. Der Familienbesitz, wie zum Beispiel Unternehmungen oder Schätze, bleibt in der Familie und wird dem Nachwuchs übergeben. Diese Mentalität ist bei den Somaliern tief verankert. Und nicht nur in Somalia, auch in anderen afrikanischen oder arabischen Kulturen kann man das sehr gut beobachten. Somalier in europäischen Staaten oder in den USA haben immer noch grosse Familien, obwohl dies nicht mehr lebensnotwendig wäre. Natürlich geht es dabei nicht nur ums Überleben, sondern auch um die Nähe und Liebe zu den Kindern. Somalier schätzen Kinder sehr und wollen den Traum einer grossen Familie immer verwirklichen. Es gibt sehr selten somalische Eltern ohne jeglichen Nachwuchs.

Die grossen Familien bilden ein Problem in den europäischen Staaten, weil Kinder sehr teuer sind und die Eltern sich das oftmals nicht leisten können. Dazu kommt noch die Bildung und Erziehung der Kinder. Deswegen vernetzen wir vom Somalischen Integrationsverein die Eltern mit Erziehungsberatern und Beratern in allen möglichen Bereichen, damit sie sich schnell und effizient zurechtfinden. Kinder können ohne richtige Erziehung sehr schnell auf die schiefe Bahn gelangen. Aus diesem Grund ist die Beratung in diesem Bereich eines unserer wichtigsten Anliegen, damit die Familien reibungslos und ohne Schwierigkeiten leben können.

Leyla Kanyare, 1971, kam 1991 aus Somalia in die Schweiz, ist Mutter, Dolmetscherin, Gründerin und Präsidentin des Somalischen Integrationsvereins der Ostschweiz (SIVO). Sie lebt in St.Gallen und schreibt monatlich in Saiten.

Flaschenpost
aus Brasilien

Jesus Cristo é o Senhor

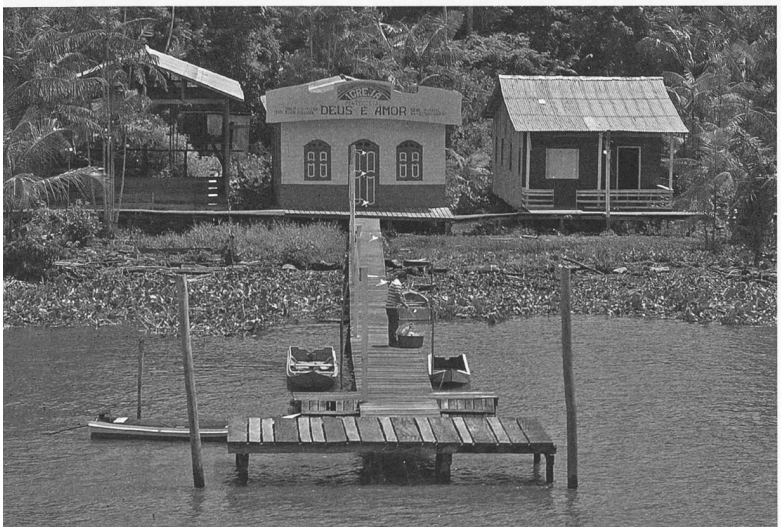
IGREJA UNIVERSAL DO REINO DE DEUS

133

PARE DE

Igreja

2ª-FEIRA
08:00 hs / 10:0
3ª-FEIRA
08:00 hs / 10:0
4ª-FEIRA
08:00 hs / 10:0
5ª-FEIRA
08:00 hs / 10:0



Schneebälle am Strand der Frommen

Schnee fällt in Brasilien eigentlich nur ganz im Süden. Doch wer der sonnenverwöhnten Küste entlangreist, trifft auch weiter im Norden, in pittoresken Fischerdörfern und lebhaften Küstenstädten, immer wieder auf Schneebälle. Bola de Neve, Schneeball, so heisst eine der zahlreichen evangelikalen Freikirchen Brasiliens, die in den letzten Jahren vielerorts ihre Filialen eröffnet hat. Oft auch an Orten, die man kaum mit einem frommen Leben in Verbindung bringen würde. In hippen Surfspots wie Itacaré oder Pipa etwa; hier sieht man nicht nur junge Surfer mit einem Brett unter dem Arm Richtung Meer, sondern auch solche mit einer dicken Bibel Richtung Gottesdienst spazieren.

2000 vom Surfer Rinaldo Pereira gegründet, zielt die Schneeballkirche auf junge Brasilianerinnen und Brasilianer. An den Gottesdiensten werden Surf- und Skateboardfilme gezeigt, es wird zu – kirchenkonformem – Jesus-Reggae, Rock und Hip-Hop getanzt und gesungen. Bola de Neve organisiert auch Skateboardcamps und Joggingabende. Doch so locker sich die Schneeball-Kirche gibt, so konservativ sind ihre Verhaltensregeln: Alkohol ist Tabu, Zigaretten auch, ebenso Kleider, die zu viel nackte Haut zeigen, Sex ist erst nach der Hochzeit erlaubt. Man könnte meinen, eine solch konservative Glaubensgemeinschaft sei zum Scheitern verurteilt, in einem Land, das für Caipirinha, freizügige Strandkultur und laszive Paartänze bekannt ist. Doch Bola de Neve hat heute etwa 150 Filialen, unzählige Zellen (Bibelgruppen) und geschätzte 60'000 Mitglieder.

Marketing auf allen Kanälen

Und sie ist bei weitem nicht die einzige Freikirche in Brasilien, die in den letzten Jahren rasant gewachsen ist. Die Adventistenkirche des siebten Tages, die Erste Kirche der Baptisten, die Universelle Kirche des Königsreichs Gottes – selbst in den verschlafensten Nestern dieses riesigen Landes gibt es mindestens eine Freikirche, meistens noch mehr. Oft sind die Gotteshäuser nicht mehr als ein karger, schmaler Raum; mit billigen Plastikstühlen und einer scheppernden Musikanlage ausgestattet. In grösseren Orten sind sie in modernen, teils pompösen Bauten mit verspiegelten Fassaden untergebracht, aber allen ist gemein: Sie sind gut besucht. Kein Wunder, ist doch der Anteil an Brasilianern, die sich zu einer Form des Evangelikalismus bekennen, gemäss der letzten Volkszählung 2010 in zehn Jahren um 7 Prozent gewachsen – auf 42 Millionen oder knapp einen Viertel der Gesamtbevölkerung. Die katholische Kirche hat im selben Zeitraum rund 10 Prozent ihrer brasilianischen Schäfchen verloren. Mit rund 120 Millionen Angehörigen ist sie zwar noch immer die dominierende Religion, doch die Pfingstgemeinden, Neo-Pfingstgemeinden, Baptisten und Methodisten setzen den Papst im grössten katholischen Land der Welt ernsthaft unter Druck.

Das liegt nicht zuletzt an der gigantischen Marketingmaschinerie, mit der sich die Freikirchen unentwegt ins Bewusstsein der brasilianischen Bevölkerung – und in jenes unbescholtener Touristen – drängen. Viele Glaubensgemeinschaften haben ihren eigenen Fernsehkanal, und wer durch die Sender zappt, dem flimmert immer wieder ein Gospelchor oder ein Pastor entgegen. Es gibt hunderte von religiösen Musiklabels und Radiostationen, Buchverlagen und Bücherläden, welche die frommen Botschaften verbreiten. Und wenn der ehemalige Reggae-Sänger Pierre Onassis seine Gospels singt und salbungsvolle Reden hält, dann kommen auch in einer kleinen Stadt wie Itacaré Tausende von Gläubigen zusammen und singen seine Lieder mit.

Die Universelle Kirche des Königreichs Gottes, mit geschätzten acht Millionen Mitgliedern und 5000 Tempeln, ist eine der mächtigsten Pfingstbewegungen des Landes, besitzt mit Rede Record die zweitgrösste Fernsehstation Brasiliens, dazu Tageszeitungen und Radiostationen in allen 27 Bundesstaaten. Ihr geistiges Oberhaupt, der Milliardär und Bischof Edir Macedo, wurde schon einige Male wegen Betrugs, Steuerhinterziehung, Geldwäscherei und Scharlatanerie angeklagt, mangels Beweisen aber nie verurteilt. In Sao Paulo liess Macedo für seine Kirche einen gigantischen neuen Hauptsitz errichten: eine Replik des einstigen Salomonischen Tempels in Jerusalem, 300 Millionen Dollar teuer, 55 Meter hoch, mit Platz für 10'000 Menschen und einem goldenen Altar.

Neue Prüderie – bis in die Politik hinein

Brasiliens Präsidentin Dilma Rousseff, Ex-Präsident Lula da Silva sowie zahlreiche wichtige Politiker des Bundesstaates Sao Paulo wohnten Anfang August der Eröffnungsfeier der mittlerweile grössten religiösen Stätte des Landes bei. Was auch zeigt: Die Freikirchen üben einen immer stärkeren Einfluss auf die nationale Politik aus – derzeit gerade auf die Präsidentschaftswahlen, die am 5. Oktober beginnen. Zu spüren kriegte das beispielsweise Marina Silva, aussichtsreiche Kandidatin der Sozialistischen Partei PSB, als sie ihr vorläufiges Regierungsprogramm bekannt gab. Weil es vorsah, Homophobie unter Strafe zu stellen und gleichgeschlechtliche Ehen zu unterstützen, drohte ihr Silas Malafaia, prominenter TV- und Twitter-Pastor, öffentlich mit dem Entzug seiner Stimme. Nur einen Tag später präsentierte Silva, selbst Mitglied einer Freikirche, eine zweite Version ihres «Manifestos» – dieses Mal ohne Zugeständnisse an Brasiliens Schwulen- und Lesben-Community.

Wachsen die Freikirchen weiter wie in den letzten Jahrzehnten, wird sich nach der Politik wohl auch bald die brasilianische Kultur dem Diktat der Frömmigkeit beugen müssen. Dann werden der String-Tanga von der Copacabana und der Cachaça aus dem Caipirinha verschwinden, und am Karneval in Rio werden statt frecher Kostüme lange Röcke und Rollkragenpullis getragen, währendessen Freikirchen-Pop statt Samba läuft... Man kann nur hoffen, dass die Schneebälle schmelzen, bevor sie zur Lawine werden.

Tobias Hänni, 1984, hat Internationale Beziehungen studiert, ist Journalist und seit Januar auf Weltreise.